

ZWEITER BAND

Vor Ort

VoBlohe, 1929-1948

Schicht

Eine Ruhrgebiet-Saga



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Schicht - Vor Ort

Drama / Familien- und Gesellschaftsroman

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

. . . .

Kapitel 1 - Vor Ort

Vor Ort, das war der Ort schlechthin, der Punkt, an dem der Mensch dem Berg gegenüberstand, Mann gegen Fels, die Hauer gegen das Flöz. Alles andere war Weg dorthin oder Weg zurück: die Anfahrt, die Strecke, der Korb. Vor Ort geschah das Eigentliche, dort wurde die Kohle, die Voßlohe nährte, dem Berg abgerungen, und dort, mit einundzwanzig, was August Kortmann in seinem Erbe hat. Er war ein guter Hauer geworden besser als der Vater, sagten manche, und August hörte es gern und ließ es sich nicht anmerken. Er hatte den Körper dafür, breit in den Schultern, und er hatte den Ehrgeiz, der ihn antrieb, mehr Wagen zu schaffen als die anderen, schneller, sauberer. Er wollte etwas werden, und im Revier wurde man etwas, indem man der beste Hauer war, und dann vielleicht Steiger, wie der Vater, und August schämte sich dieses Ziels nicht, im Gegenteil; er wollte den Vater übertreffen, hinter dessen Schweigen er immer eine Schwäche vermutet hatte, eine Ducker-Natur, die er, August, nicht teilte.

Was August nicht wusste, war alles. Er wusste nicht, wie sein Vater Steiger geworden war. Er wusste nicht, worauf das Haus stand, in dem er aufgewachsen war, und das Geld, das ihn hatte aufwachsen lassen, ohne zu hungern wie die Brass-Kinder. Er kannte die alte Feindschaft zwischen Kortmann und Brass, aber er hielt sie für eine jener Familiengeschichten, wie es viele gab im Revier, Streit um nichts, vor langer Zeit, und er hatte als Junge sogar mit einem Brass gespielt und dachte nicht weiter darüber nach. Der Vater hatte ihm nie etwas gesagt. Der Vater sagte nie etwas. Das hielt August für

Schwäche, und es war das Gegenteil, aber das konnte er nicht wissen.

In diesem Frühjahr lernte August Lena kennen. Sie war die Tochter eines Hauers aus der Nachbarkolonie, ein dunkelhaariges, schmales Mädchen mit einem geraden Blick, der August von Anfang an gefiel, weil er nichts vortäuschte. Sie tanzten auf dem Zechenfest, und August, der sonst keine großen Worte machte, fand bei ihr Worte, und sie lachte über die richtigen und schwieg bei den richtigen, und am Ende des Abends wusste August, dass er sie heiraten würde, so wie er wusste, dass er der beste Hauer war: ohne Zweifel, ohne Eile, als stünde es schon fest.

«Die Hoffmann-Lena», sagte Bertha, als August davon erzählte, und nickte langsam. Bertha war alt geworden, das Haar grau, das Gesicht von den Jahren gegerbt, aber die Augen so klar wie immer. «Eine gute Wahl. Die hat einen Kopf. Die lässt sich nichts vormachen.» Sie sah August an, und in ihrem Blick lag etwas, das August nicht deutete, eine Sorge, die über die Freude hinausging. «Pass auf, dass du ihr nichts vormachen musst, August. Eine Frau, die einen Kopf hat, die durchschaut einen. Das ist gut, solange man nichts zu verbergen hat.»

«Was sollte ich zu verbergen haben», sagte August und lachte.

Bertha sagte nichts darauf. Sie sah hinüber zu Wilhelm, der am Tisch saß und schwieg, wie er immer schwieg, und etwas ging zwischen den beiden Alten hin und her, ein Blick, den August nicht las, und dann sagte Bertha: «Nichts. Heirate sie. Sie ist gut für dich.»

Im Herbst desselben Jahres, als August schon mit Lena verlobt war und vom eigenen Hausstand träumte, kam die Nachricht aus Amerika, von der Börse, die zusammengebrochen sei, und niemand in Voßlohe verstand zuerst, was eine Börse in New York mit einer Zeche an der Emscher zu tun hatte. Aber sie sollten es bald

verstehen. Die Kohle, die das Revier förderte, ging in den Stahl, und der Stahl ging in die Welt, und als die Welt aufhörte zu kaufen, hörte der Stahl auf zu brauchen, und als der Stahl aufhörte zu brauchen, hörte die Kohle auf zu verkaufen. Es war eine Kette, lang und unsichtbar, von einem Kontor in New York bis vor Ort, wo August stand, und an ihrem Ende stand immer der Hauer mit der Haue, der zuerst spürte, wenn die Kette sich straffte.

Noch lief die Förderung. Noch schlug August seine Wagen, mehr als die anderen, und träumte von Lena und vom Aufstieg. Aber über dem Horizont, ganz fern noch, stand ein Wetterleuchten, und die Alten, die schon Krisen erlebt hatten, sahen es und schwiegen, und Wilhelm war einer von ihnen, und er sah seinen Sohn vor Ort stehen, voller Kraft und Hoffnung, und wusste, dass die Kraft und die Hoffnung nichts galten gegen das, was kam, und sagte es nicht, weil man so etwas nicht sagte und weil August ohnehin nicht gehört hätte.

. . . .

Kapitel 2 - Feierschichten

Sie nannten es Feierschichten, und das war der bitterste Hohn, den die Sprache des Reviers kannte. Feiern. Es bedeutete: Die Zeche fährt nicht, du bleibst zu Hause, du bekommst keinen Lohn. Man feierte nicht. Man saß in der Kolonie und sah zu, wie das wenige Ersparte schmolz, und wartete auf den Aushang, der sagte, ob man morgen anfahren durfte oder wieder feiern mußte. Die Krise fraß sich durch das Revier wie Schlagwetter durch einen Stollen, lautlos und tödlich. Erst kürzte man die Schichten, dann entließ man die Jüngsten und die Ältesten, dann legte man ganze Anlagen still. Auf Morgenstern fuhr man bald nur noch drei Tage die Woche, dann zwei. August, der beste Hauer, der mehr Wagen schlug als alle, schlug nun an den meisten Tagen gar keine, weil es nichts zu schlagen gab, weil die Kohle, die er förderte, niemand kaufte. Sein Können, sein Ehrgeiz, seine Kraft, all das war auf einmal wertlos, denn man brauchte es nicht. Es gab keine schlimmere Demütigung für einen Mann wie August als die, nicht gebraucht zu werden.

Die Kolonie verarmte, schnell und sichtbar. Wer ausgesteuert wurde, dem drohte das Haus, die alte Drohung, immer dieselbe: Wer nicht für die Zeche arbeitet, wohnt nicht im Haus der Zeche. Familien zogen weg, zu Verwandten aufs Land, oder sie blieben und hausten zu acht in einer Stube, und in den Gärten wuchs nicht mehr Zierrat, sondern Kohl und Kartoffeln, jeder Quadratmeter, denn der Garten war jetzt Überlebensmittel.

Und die Politik kam in die Kolonie wie nie zuvor. An den Wänden klebten Plakate, rote und braune, und an den Straßenecken standen die Werber, die einen mit der Faust und dem Lied von der Internationale, die anderen mit dem Versprechen von Arbeit und Brot und einem Vaterland, das alles wieder gut machen würde. Sie warben um dieselben Männer, die hungrigen, arbeitslosen, gedemütigten Männer, und manchmal wechselte einer von der einen Seite zur anderen, je nachdem, wer zuletzt geredet hatte, denn die Verzweiflung war keine Überzeugung, sie war ein Loch, in das jeder hineinredete, der wollte.

Otto Brass stand auf der roten Seite. Er war jetzt ein Mann in den Dreißigern, hart und überzeugt, ein Funktionär der Partei, die ganz links stand, und er redete in den Versammlungen wie einst sein Vater, von der Solidarität der Arbeiter, vom Sturz der Herren, von einer Welt, in der die Gruben denen gehörten, die in ihnen schufteten. August hörte ihn manchmal, am Rand, und er war nicht überzeugt; ihm war Ottos Glut zu groß, zu fordernd, und etwas in ihm, das er vom Vater hatte, ohne es zu wissen, misstraute den großen Worten und den Vielen, die einer werden sollten.

Andere in der Kolonie gingen zu den Braunen. Sie kamen auch in Uniform, marschierten, sangen, und sie versprachen das, wonach die Männer sich am meisten sehnten: nicht eine ferne Revolution, sondern Arbeit, bald, jetzt, und einen Stolz, der nichts kostete, den Stolz, ein Deutscher zu sein, wenn man schon kein satter Mensch sein durfte. August fand auch das nicht überzeugend, aber er fand es weniger fordernd, weniger gefährlich für einen Mann, der etwas werden wollte, und das war der erste, kleine Unterschied, der später ein großer werden würde.

Vor der Bude prügeln sich Rote und Braune. Es war ein Sonntagabend, und es ging um nichts, um ein Wort, einen Blick, und dann lagen sie übereinander, die Männer, die alle dasselbe Elend teilten und sich gegenseitig die Köpfe einschlugen, statt gemeinsam gegen die zu stehen, die das Elend verwalteten. August sah es und ging nicht dazwischen und ging auch nicht weg, sondern stand und sah zu, und neben ihm stand ein alter Hauer, der den Kopf schüttelte und sagte: «So gewinnen sie. Die da oben. Wenn wir uns selber zerfleischen, müssen sie keinen Finger rühren.» Und August dachte daran und vergaß es wieder, weil er jung war und an sein eigenes Glück dachte, an Lena und an den Tag, an dem die Zeche wieder voll fahren würde und er wieder gebraucht.

. . . .

Kapitel 3 - Lena

Sie heirateten mitten in der Krise, arm und entschlossen, im Frühjahr zweiunddreißig. Es gab kein großes Fest; es gab Suppe und selbstgebackenes Brot und einen Krug Bier, und die Nachbarn brachten, was sie entbehren konnten, ein Ei, eine Handvoll Mehl, und das war reichlich für diese Zeit. Lena trug das Kleid ihrer Mutter, umgenäht, und August das einzige gute Hemd, das er hatte, und sie standen vor dem Standesbeamten und dann vor dem Pfarrer, und Bertha weinte, was August nie an ihr gesehen hatte, und Wilhelm stand daneben und schwieg und sah aus, als trüge er etwas, das schwerer war als Freude. Sie bezogen das alte Zechenhaus, das man August zugeteilt hatte, zwei Stuben, und Lena machte daraus ein Zuhause, mit den wenigen Mitteln, die sie hatten, und mit jener Tüchtigkeit, die Bertha sofort erkannt hatte. Sie war keine, die klagte. Sie war eine, die anpackte, die das Wenige streckte, die aus nichts etwas machte, und August, der sie heimkommen sah aus dem Garten, mit erdigen Händen und einem Korb Kohl, dachte oft, dass er Glück gehabt hatte, mehr Glück, als er verdiente, ohne zu wissen, wie wahr das war.

Bei der Hochzeit war auch Otto Brass gewesen, nicht als Gast, sondern weil er Lenas Vater kannte, von der Partei, und am Rand gestanden hatte. Als August einmal allein hinaustrat, in die kühle Abendluft, stand Otto dort und rauchte, und sie waren für einen Moment allein, der Sohn des Verräters und der Sohn des Verratenen, ohne dass August von beidem wusste.

«Glückwunsch, Kortmann», sagte Otto. «Gute Frau. Hoffmanns sind anständige Leute.»

«Danke», sagte August, etwas steif, denn er spürte, dass zwischen Brass und Kortmann etwas lag, auch wenn er nicht wusste, was.

Otto rauchte und sah ihn an, abschätzend, lange. «Du weißt nicht viel, was?», sagte er schließlich. «Über deine Familie. Über das, was war.»

«Was soll gewesen sein?»

«Frag deinen Vater.» Otto warf die Zigarette weg, trat sie aus. «Oder besser nicht. Er sagt's dir nicht. Eure Art sagt nichts.» Er machte eine Pause, und in seinem Gesicht lag etwas, das fast wie Mitleid aussah, ein bitteres Mitleid. «Pass auf in den Zeiten, die kommen, Kortmann. Es kommen schlechte Zeiten, schlechtere, als du denkst. Und in schlechten Zeiten zeigt sich, wer einer ist. Manche Familien», er sah August an, «manche Familien haben schon einmal gezeigt, was sie tun, wenn es eng wird. Die verkaufen. Pass auf, dass du nicht verkaufst, was man nicht zurückkaufen kann.»

August verstand die Spitze nicht. Er hörte nur einen verbitterten Roten, der dunkle Andeutungen machte, wie sie ihre Art waren, und er wollte sie nicht verstehen, weil sein Hochzeitstag war und er glücklich sein wollte. «Ich verkaufe nichts», sagte er, fast belustigt. «Ich hab nichts zu verkaufen.»

«Jeder hat etwas zu verkaufen», sagte Otto. «Das ist es ja.» Und er ging zurück hinein, und August blieb in der Abendluft, und der Satz haftete in ihm, ohne dass er wusste, warum, ein Stein im Schuh, den man nicht spürt, solange man steht, und der bei jedem Schritt drückt.

Drinne, später, als die Gäste gingen, nahm Wilhelm seinen Sohn beiseite und drückte ihm einen Umschlag in die Hand, Geld, mehr

Geld, als August dem alten Mann zutraute in diesen Zeiten.

«Für den Anfang», sagte Wilhelm. «Damit ihr nicht von null anfangen müsst.»

August nahm es dankbar, gerührt, und fragte nicht, woher es kam, woher ein Steiger in der Krise, mit Feierschichten und gekürztem Lohn, noch so viel beiseitelegen konnte. Er nahm es, wie Kinder nehmen, ohne zu fragen, und Wilhelm gab es, wie er alles gab, mit einem Gesicht, das mehr trug als Großzügigkeit. Es war, ganz unten, immer dasselbe Geld, der Lohn des Aufstiegs, der Lohn eines Namens, der einmal in einem warmen Kontor gefallen war, und nun ging es weiter, in die nächste Generation, als sauberes Hochzeitsgeld, und niemand sah ihm an, woraus es gewachsen war, am wenigsten August, der es zählte und sich freute und Lena davon ein zweites Bett kaufte.

. . .

Kapitel 4 - Die Fahne am Förderturm

Im Frühjahr dreiunddreißig hing eine neue Fahne am Förderturm von Morgenstern, rot mit dem schwarzen Haken im weißen Feld, und sie hing dort, wo nie eine Fahne gehangen hatte, ganz oben, über dem Rad, sichtbar für die ganze Stadt, und sie bedeutete, dass sich alles geändert hatte und nicht. Es ging schnell. So schnell, dass die Leute kaum mitkamen. Die freien Gewerkschaften, der Verband, für den Heinrich Brass einmal gekämpft hatte und gestorben war, wurden zerschlagen, ihre Häuser besetzt, ihre Kassen geplündert, ihre Männer verhaftet oder eingeschüchtert. An ihre Stelle trat die Deutsche Arbeitsfront, die DAF, in die nun jeder gehörte, ob er wollte oder nicht, und die keine Forderungen mehr stellte, sondern Gefolgschaft verlangte. Der Streik, die Waffe der Vielen, war abgeschafft, verboten, undenkbar gemacht. Was Generationen von Bergleuten sich erkämpft hatten, war in wenigen Wochen fort, und die meisten sahen zu und schwiegen, weil Reden jetzt gefährlich war, gefährlicher als je zuvor.

Otto Brass war einer der Ersten, die sie holten. Er war bekannt, ein Roter, ein Wortführer, und solche holte man zuerst. Sie kamen frühmorgens, wie man die Wortführer immer frühmorgens holt, und nahmen ihn mit, und er verschwand in einem der Lager, von denen man sich nur flüsternd erzählte, irgendwo im Moor, und für Jahre hörte man nichts mehr von ihm. Käthe Brass, alt geworden, erlebte es nicht mehr; sie war im Jahr zuvor gestorben, der Heinrich nach, und so war es Ottos Frau, die zusehen musste, wie man auch den Sohn holte, und die Brass, die schon einmal alles verloren hatten, verloren

wieder.

August sah es, und es ging ihn nichts an, redete er sich ein. Er war kein Roter. Er hatte sich aus allem herausgehalten. Politik war nichts für einen Mann, der etwas werden wollte, und nun, da die einen oben und die anderen verschwunden waren, kam es darauf an, sich richtig zu verhalten, unauffällig, zuverlässig.

Und dann bot man ihm die Steigerlaufbahn an.

Es war derselbe Mechanismus, der den Vater vor achtundzwanzig Jahren erfasst hatte, nur in neuem Gewand. Man brauchte verlässliche Leute, jetzt mehr denn je, Leute, die nicht aufmuckten, die ausführten, die zur neuen Zeit standen. Ein guter Hauer wie Kortmann, fleißig, unpolitisch, aus gutem Haus, das war der ideale Kandidat, wenn er nur das Richtige tat: in die richtige Organisation eintrat, die richtige Gesinnung zeigte, mitmachte, wo man mitmachen musste.

August trat ein. Er trat in das ein, in das man eintrat, wenn man Steiger werden wollte in diesen Jahren, und er sagte sich, es sei nur eine Formalität, nur ein Mittel zum Zweck, nur für die Familie, für Lena, für das Kind, das jetzt unterwegs war. Er glaubte es sogar. Er glaubte, man könne eintreten, ohne dazuzugehören, mitmachen, ohne mitzumachen, das Hemd wechseln, ohne den Menschen darunter zu ändern. Es war die alte Selbsttäuschung, dieselbe, mit der sich der Vater getröstet hatte, dieselbe Logik, neu aufgelegt: Ich tue das Falsche nur für die Meinen, also ist es kein Falsches.

Wilhelm sah es. Der alte Mann, gebeugt jetzt, das Haar weiß, sah seinen Sohn das weiße Hemd anziehen, das Steiger-Hemd, in diesen Jahren, unter dieser Fahne, und er erkannte sich selbst, erkannte die Wahl, die er selbst getroffen hatte, wiederkehren in seinem Kind. Er hätte etwas sagen können. Er war alt, ihm konnte nicht mehr viel

geschehen, er hätte sagen können: August, ich kenne diesen Weg, ich bin ihn gegangen, und er führt nicht dorthin, wo du denkst. Aber er sagte es nicht. Er schwieg, wie er immer geschwiegen hatte, und sein Schweigen hatte jetzt einen neuen Grund: Wer selbst verraten hat, hat kein Recht mehr, den Sohn vor dem Verrat zu warnen. Das Schweigen, das Wilhelm sich als Strafe auferlegt hatte, wurde so zum Werkzeug, mit dem er den Sohn ins selbe Unglück laufen ließ, und das war vielleicht die bitterste Frucht seiner alten Tat: dass sie ihm die Stimme nahm in dem einen Augenblick, in dem die Stimme etwas hätte ändern können.

«Glückwunsch», sagte Wilhelm, als August die Beförderung bekam, und es klang wie ein Beileid.

«Du freust dich nicht», sagte August, fast vorwurfsvoll.

«Doch», sagte Wilhelm. «Ich freue mich. Ich freue mich, dass du es geschafft hast.» Und er sah weg, hinüber zum Fenster, hinaus zum Förderturm, an dem die neue Fahne hing, und sagte nichts mehr, und August hielt das Wegsehen für das übliche Schweigen des Alten und nicht für das, was es war: das Wegsehen eines Mannes, der seinen Sohn dieselbe Mauer hochsteigen sah, hinter der er selbst das Dunkel eingemauert hatte.

. . .

Kapitel 5 - Rüstungskohle

Die Arbeit kam wieder, und sie kam, weil aufgerüstet wurde. Das begriffen die wenigsten, und die es begriffen, sagten es nicht. Man sah nur, dass die Zechen wieder voll fuhren, dass die Feierschichten aufhörten, dass der Lohn wieder ein Lohn war, und man war dankbar, dumpf dankbar, wie ein Mensch dankbar ist, der lange gehungert hat und endlich wieder isst und nicht fragt, woher das Brot kommt. Es kam aus den Hochöfen, die wieder glühten, weil sie Stahl machten, und der Stahl wurde zu Kanonen und Panzern und Schiffen, und dafür brauchte man Kohle, viel Kohle, immer mehr Kohle. Morgenstern fuhr Tag und Nacht. August, jetzt Steiger, trieb die Förderung voran, wie es seine Aufgabe war, und die Zahlen stiegen, und mit den Zahlen stieg sein Ansehen, und mit dem Ansehen kam ein bescheidener Wohlstand: ein größeres Zechenhaus, drei Stuben jetzt, ein Garten, in dem nicht nur Kohl wuchs, ein neuer Anzug für sonntags.

Marga wurde geboren, vierunddreißig, ein dunkles, lebhaftes Mädchen mit Lenas geradem Blick. Vier Jahre später kam Jakob, ein ruhiger, kräftiger Junge, der dem Vater nachgeriet. August war ein guter Vater, soweit ein Bergmann ein Vater sein konnte, der die halbe Woche unter Tage war; er trug die Kinder auf den Schultern, brachte ihnen das Pfeifen bei und den Namen der Vögel, und an den freien Sonntagen gingen sie zu viert hinaus, über die Felder, die es damals noch gab am Rand der Stadt, und für ein paar Stunden war das Leben gut.

Der Preis dafür war das Wegsehen, und August zahlte ihn, ohne hinzusehen, wie man so einen Preis zahlt. Es verschwanden Leute. Der jüdische Kaufmann in der Stadt, bei dem Lena früher Stoff gekauft hatte, war eines Tages nicht mehr da, und sein Laden auch nicht, und niemand fragte laut, wohin. Ein Hauer, der im Suff etwas Falsches gesagt hatte über den, dessen Bild jetzt überall hing, wurde abgeholt und kam verändert zurück, stiller, und sprach nie wieder im Suff. Man lernte, nichts zu sehen, nichts zu hören, nichts zu sagen. Man senkte den Blick und tat seine Arbeit und war dankbar für das Brot.

August war gut darin, den Blick zu senken. Er hatte es von seinem Vater gelernt, ohne zu wissen, dass er es gelernt hatte, diese Kunst, das Unangenehme nicht zu sehen, das Eigene zu schützen und den Rest sich selbst zu überlassen. Es war eine Familienkunst, vererbt wie die breiten Schultern, und August übte sie aus mit gutem Gewissen, weil er sich einredete, er tue niemandem etwas, er sehe nur weg, und Wegsehen sei kein Tun.

Einmal, an einem dieser guten Sonntage, saßen sie im Garten, Lena, die Kinder, der alte Wilhelm, der die Enkel auf dem Schoß hatte, und es war ein Bild des Glücks, ein wirkliches Glück, kein vorgetäushtes. Die Sonne schien, Marga lachte, Jakob schlief an Wilhelms Brust, und für einen Moment war alles, wie es sein sollte. Aber über dem Garten, hinter den Häusern, drehte sich das Rad, förderte die Kohle, die zu Stahl wurde, der zu Waffen wurde, und in der Ferne, wo niemand hinsah, baute sich etwas auf, ein Druck, ein Hangendes, das eines Tages kommen würde, und der alte Wilhelm, der die Enkel hielt, sah über ihre Köpfe hinweg in diese Ferne und wusste, mit der Sicherheit dessen, der schon eine Katastrophe überlebt hat, dass dieses Glück geliehen war und dass die Rechnung

kommen würde, wie sie immer kam, und dass die Kinder, die jetzt in der Sonne lachten, sie würden bezahlen müssen.

. . .

Kapitel 6 - Krieg unter Tage

Der Krieg kam wieder, im September neununddreißig, und diesmal zog niemand mit Musik und Fahnen. Die Älteren erinnerten sich an den letzten, an die Namen, die der Pfarrer von der Kanzel gelesen hatte, immer länger werdend, und sie schwiegen, als die Nachricht kam, ein Schwelger, das man wüsste als jeder Jude. Wieder wurden die Bergleute gebraucht, kriegswichtig, wieder reklamiert, denn ohne Kohle kein Stahl, ohne Stahl kein Krieg. Aber diesmal reichte das Reklamieren nicht. Der Krieg fraß Männer in einem Tempo, das die Reklamierung aushöhlte; immer mehr Hauer wurden trotz allem eingezogen, an die Front geschickt, weil die Front mehr Männer fraß, als sie ausspucken konnte. Die jungen, kräftigen Hauer verschwanden, einer nach dem anderen, und zurück blieben die Alten, die Halbwüchsigen, die Versehrten, und mit ihnen sollte August dieselbe Förderung halten, mehr noch, eine höhere, denn der Krieg verlangte mehr Kohle, als der Frieden je verlangt hatte.

Es ging nicht. Das war August von Anfang an klar, und es war der Direktion klar, und es war dem Kriegsamt klar, das die Zahlen forderte. Mit halb so vielen Männern die doppelte Kohle, das war eine Rechnung, die nicht aufging, und doch musste sie aufgehen, befohlenermaßen, und wenn eine Rechnung nicht aufgehen darf und doch aufgehen muss, dann zahlt sie jemand mit dem Leben.

August spürte den Druck von oben wie das Hangende über sich. Die Direktion gab den Druck weiter, den sie vom Amt bekam, und August sollte ihn weitergeben, hinunter, an die Männer, die ohnehin schon am Anschlag arbeiteten. Schneller. Mehr. Die Sicherheit, die

ohnehin nie groß gewesen war, wurde zur Verhandlungsmasse: ein Ausbau, der noch warten konnte, eine Bewetterung, die noch reichte, ein Flöz, das eigentlich zu gefährlich war, das man aber belegen musste, weil die Zahl es verlangte.

August lavierte. Er war kein schlechter Steiger; er versuchte, seine Leute zu schützen, wo er konnte, drückte ein Auge zu, meldete nach oben günstigere Zahlen, als die Wirklichkeit hergab, um Zeit zu gewinnen, um den Druck abzufedern. Aber er konnte den Druck nicht aufhalten, nur verteilen, und verteilen hieß: entscheiden, wer ihn trug. Solange es nur deutsche Hauer waren, alte Kameraden, verteilte August ihn vorsichtig, gerecht, so gut es ging. Aber bald kamen andere, auf die man weniger Rücksicht nahm, auf die man nach dem Willen derer da oben gar keine Rücksicht nehmen sollte, und an ihnen würde sich zeigen, was August wirklich war.

Denn die Förderung musste gehalten werden, und es fehlten die Männer, und so brachte man Männer, die keine Wahl hatten. Zuerst Kriegsgefangene, dann Verschleppte aus den besetzten Ländern, Zwangsarbeiter, wie man sie verharmlosend nannte, als wäre es eine Art von Arbeit und nicht eine Art von Sklaverei. Sie kamen in Transporten, abgemagert, verängstigt, in Lumpen, und man brachte sie unter in einem Barackenlager am Rand der Zeche, hinter Stacheldraht, bewacht, und am Morgen trieb man sie zur Anfahrt, hinunter in den Berg, der schon den freien Männern wenig verzieh und den Rechtlosen gar nichts.

August sah die ersten Transporte und senkte den Blick, wie er gelernt hatte, den Blick zu senken. Aber er ahnte, dass das Wegsehen diesmal nicht reichen würde. Diese Männer würden in seinem Revier arbeiten, unter seiner Aufsicht, an seinem Stoß. Er würde nicht mehr nur wegsehen können. Er würde entscheiden müssen, Tag für Tag,

was er mit Menschen tat, die ihm ausgeliefert waren, und zum ersten Mal in seinem Leben begriff August, dass es eine Grenze gab, jenseits derer das Wegsehen selbst zur Tat wurde, und dass er sich dieser Grenze näherte, mit jedem Transport, der am Lager hielt.

. . .

Kapitel 7 - Die Fremdarbeiter

Tadeusz Wójcik kam im Sommer zweiundvierzig, mit einem Transport aus dem Osten, und wurde Augusts Revier zugeteilt. Er war neunzehn, ein schmaler Junge mit dunklen Augen und Händen, die zu groß wirkten für die mageren Arme, ein Bauernsohn aus einem Dorf bei Krakau, den man von seinem Feld weg verschleppt hatte, in einen Berg, von dem er nie gehört hatte, in eine Sprache, die er nicht verstand, in eine Tiefe, die ihn umbringen sollte und es nicht eilig hatte. Auf der Brust trug er ein Zeichen, ein Stück Stoff, das ihn auswies als das, was er war: ein Untermensch, nach der Sprache der Zeit, ein Werkzeug, das man verbrauchte. Er durfte nicht in die Waschkaue der Deutschen, nicht an ihren Tisch, nicht in ihre Häuser. Er bekam weniger zu essen, schlechteres, und mehr Arbeit, schwerere. Er war rechtlos, vollkommen, ein Mensch, den man straflos schlagen, hungern lassen, töten konnte, und alle wussten es, und die meisten richteten sich danach.

August war Steiger über ihn. Das war die Lage, nüchtern: Ein Mann, dem man als Jungen verboten hatte, mit Brass-Kindern zu hassen, der mit Lena gut war und seine eigenen Kinder auf den Schultern trug, war nun gesetzt über einen anderen Menschen wie ein Mensch über ein Tier, mit der Macht über dessen Leben, und die Zeit, in der er lebte, verlangte von ihm, diese Macht auszuüben, wie man Macht über ein Tier ausübt.

In den ersten Tagen senkte August den Blick. Es war seine Methode, und sie hatte ihn durch vieles getragen. Er teilte Tadeusz

ein, wo Männer fehlten, trieb ihn an, wo die Norm es verlangte, und sah ihn dabei nicht an, denn ihn anzusehen hätte bedeutet, ihn als Menschen zu sehen, und einen Menschen zu sehen und so zu behandeln, das hielt selbst August nicht aus. Also sah er weg, behandelte das Werkzeug als Werkzeug, und redete sich ein, das sei nicht er, das seien die Verhältnisse, das sei der Krieg.

Aber Tadeusz ließ sich nicht ganz übersehen. Er war ein guter Arbeiter, das war das Erste, was durch Augusts gesenkten Blick drang: Der Junge konnte etwas. Er begriff den Berg schnell, schneller als mancher Deutsche, hatte ein Gespür für das Gestein, für die Haue, für den Rhythmus der Arbeit. Und er war nicht gebrochen, nicht innerlich; trotz allem trug er eine Würde, eine Aufrechtheit, die durch die Lumpen und den Hunger und das Zeichen auf der Brust hindurchschien, und gerade diese Würde machte es August schwer, ihn als Tier zu sehen, denn Tiere haben keine Würde, Würde haben nur Menschen.

Lena begann, Brot über den Zaun zu reichen.

Sie tat es heimlich, in der Dämmerung, wenn die Wachen wechselten, ein Stück Brot, eine Kartoffel, durch den Stacheldraht hindurch zu den Männern im Lager, die danach griffen wie Verhungerte, die sie waren. Es war lebensgefährlich; wer Fremdarbeiter unterstützte, wurde bestraft, hart. Lena tat es trotzdem, ohne viel Aufhebens, wie sie alles tat, was getan werden musste, und sie sagte August nichts davon, weil sie wusste, dass es ihn belasten würde, ihn, den Steiger, den Mann in der Organisation, der wegsah.

August merkte es trotzdem, wie man so etwas merkt: das Brot, das fehlte, der Weg, den Lena in der Dämmerung machte, ihr Schweigen darüber. Und er sagte nichts, und in seinem Schweigen lag zum ersten Mal nicht nur Feigheit, sondern auch etwas anderes,

eine stille Billigung, fast eine Dankbarkeit, dass seine Frau tat, was er nicht wagte, dass in seinem Haus jemand das Richtige tat, auch wenn er es nicht war. Es war wenig. Es war fast nichts. Aber es war der erste Riss in seinem Wegsehen, ein erstes Licht, das durch die gesenkten Lider drang, und es kam, wie das Gute oft kommt, nicht durch ihn, sondern durch die Frau an seiner Seite, die einen Kopf hatte und ein Herz und die sich von den Verhältnissen nicht hatte beibringen lassen, einen Menschen für ein Werkzeug zu halten.

. . .

Kapitel 8 - Tadeusz

Es geschah in einem schlechten Flöz, im Winter dreiundvierzig. August war mit Tadeusz und zwei anderen vor Ort, eine kleine Kolonne, der Ausbau dünn, weil das Holz knapp war wie alles, und August prüfte das Hangende, wie er es immer prüfte, mit dem Ohr, mit der Hand, und hörte nichts Schlimmes und gab das Zeichen weiterzuarbeiten. Er irrte sich. Das Hangende kam ohne das Knacken, das es sonst ankündigte, ein plötzlicher Bruch, und August stand darunter, eine halbe Sekunde lang erstarrt, wie einst sein Vater erstarrt war, und in dieser halben Sekunde war Tadeusz schon bei ihm, riss ihn am Arm zur Seite, mit einer Kraft, die man dem mageren Körper nicht zutraute, und das Hangende fiel dorthin, wo August gestanden hatte, Gestein, Staub, ein Donnern, und dann Stille und Tadeusz' Hand noch an Augusts Arm. Er war dieselbe Szene, die einmal Wilhelm und Heinrich verbunden hatte, dreißig Jahre früher, in einem anderen Flöz, unter demselben Berg. Der Berg wiederholte sich, wie er sich immer wiederholte, und stellte August dieselbe Frage, die er einst seinem Vater gestellt hatte: Was bist du dem schuldig, der dir das Leben gerettet hat?

August stand im Staub und sah Tadeusz an, zum ersten Mal richtig an, den Jungen, der ihn eben gerettet hatte, ihn, den Steiger, den Mann der Herren, obwohl August für Tadeusz nichts war als ein Aufseher, ein Werkzeug der Macht, die ihn verschleppt hatte. Tadeusz hätte zusehen können, wie das Hangende August erschlug; niemand hätte es ihm verdacht, niemand hätte es ihm nachweisen

können. Stattdessen hatte er ihn gerettet, aus einem Reflex der Menschlichkeit, der tiefer saß als alle Verhältnisse, und in diesem Reflex lag eine Anklage, die schärfer war als jeder Vorwurf: Tadeusz hatte sich als Mensch erwiesen in dem Augenblick, in dem August ihn als Tier behandelte.

«Dziękuję», sagte August, das eine polnische Wort, das er aufgeschnappt hatte, danke, und es war das erste Mal, dass er Tadeusz wie einen Menschen ansprach.

Tadeusz nickte nur, knapp, und nahm die Haue wieder auf, denn die Norm musste gehalten werden, auch jetzt, gerade jetzt, und ein Fremdarbeiter, der nicht weiterarbeitete, machte sich verdächtig. Aber zwischen den beiden hatte sich etwas verschoben, unwiderruflich. August konnte Tadeusz von nun an nicht mehr übersehen. Er hatte ihn gesehen, und was man einmal gesehen hat, kann man nicht mehr ungesehen machen.

In den Wochen darauf tat August, was er konnte, was wenig war und gefährlich. Er teilte Tadeusz die weniger tödlichen Arbeiten zu, wo es ging, ohne dass es auffiel. Er steckte ihm Brot zu, heimlich, wie Lena es tat, das August-Brot zu Lenas Brot. Er ließ ein Auge zu bei kleinen Vergehen, die einen anderen Aufseher zur Anzeige getrieben hätten. Es war eine Revanche im Kleinen, ein Versuch, die Lebensschuld abzutragen, wie sein Vater einst die Schuld an Heinrich mit Wohltätigkeit abzutragen versucht hatte, und es war ebenso unzureichend, ebenso eigennützig im Grunde, ein Mittel, mit der eigenen Mitschuld zu leben, mehr als ein wirkliches Gutmachen.

Lena sah die Veränderung und war froh und besorgt zugleich. «Sei vorsichtig», sagte sie. «Sie sehen alles. Wenn sie merken, dass du ihn schonst, ist es für ihn schlimmer und für dich auch.» Und dann, leiser: «Aber wenn du ihm hilfst, dann hilf ihm richtig. Halb

hilft niemandem. Halb ist nur für dein Gewissen, nicht für ihn.»

August hörte es und wusste, dass sie recht hatte, wie sie immer recht hatte. Es gab nur zwei ehrliche Wege: Tadeusz wirklich zu helfen, mit allem Risiko, ihn vielleicht zu verstecken, ihm zur Flucht zu verhelfen, etwas Großes, Gefährliches, Ganzes. Oder gar nichts zu tun und das Werkzeug ein Werkzeug sein zu lassen. Dazwischen lag nur die Feigheit, das halbe Helfen, das das Gewissen beruhigte und den Menschen nicht rettete. Und August, das ahnte er mit Schrecken, war ein Mann des Dazwischen, ein Mann der halben Dinge, und er fürchtete den Tag, an dem das Dazwischen nicht mehr reichen würde, an dem er würde wählen müssen, ganz, wie sein Vater einst hatte wählen müssen, und an dem sich zeigen würde, ob er aus anderem Holz war als Wilhelm oder aus genau demselben.

. . . .

Kapitel 9 - Schlagwetter

Der Befehl kam im Februar vierundvierzig, und er kam von ganz oben, über die Direktion, über August, wie der Druck immer von oben kam: Das Flöz im Westfeld sollte belegt werden, sofort, voll, denn die Zahl musste erreicht werden, koste es, was es wolle. August kannte das Westfeld. Es war schlagwettergefährdet, schon immer; das Gas saß im Gestein, das Methan, das man nicht roch und nicht sah und das mit einem Funken die Strecke in eine Feuerwalze verwandelte. Die Bewetterung dort war schlecht, sie war seit Monaten schlecht, weil das Material fehlte, die Leute fehlten, alles fehlte, was der Krieg fraß. Ein verantwortlicher Steiger hätte das Flöz nicht belegt, nicht so, nicht jetzt. Aber ein verantwortlicher Steiger, der sich weigerte, einen Befehl von oben auszuführen, in diesen Jahren, war kein Steiger mehr und vielleicht kein freier Mann mehr.

August stand vor der Wahl, und es war dieselbe Wahl, vor der sein Vater gestanden hatte, nur in neuem Gewand: das Eigene gegen die anderen, die eigene Stellung, die eigene Sicherheit, die eigene Familie gegen das Leben von Menschen, die ihm anvertraut und ausgeliefert waren. Er hätte sich querstellen können. Er hätte das Flöz für unbefahrbar erklären können, hätte auf das Gas verweisen können, hätte Zeit schinden, tricksen, die Belegung hinauszögern können, mit allem Risiko für sich selbst. Oder er hätte wenigstens Tadeusz herausnehmen können, den einen, dem er sein Leben schuldete, ihn einer anderen Kolonne zuteilen, ihn nicht in das Gas schicken.

Er tat nichts davon. Er führte den Befehl aus.

Er redete es sich nicht einmal lange aus; das war das Erschreckende, wie schnell es ging, wie bei seinem Vater im Kontor. Er sah die Liste, er sah das Westfeld, er teilte die Kolonne ein, und Tadeusz' Name stand darunter, weil Tadeusz ein guter Arbeiter war und gute Arbeiter brauchte man im schwierigen Flöz, und August strich ihn nicht. Er hätte nur einen Strich machen müssen, einen einzigen, und einen anderen Namen daruntersetzen, und niemand hätte es bemerkt. Er machte den Strich nicht. Aus Angst, dass es auffiele. Aus Angst um die Stellung. Aus Feigheit, der alten, vererbten Feigheit, die das Eigene über alles stellte und sich dabei einredete, es gebe keine Wahl.

Es gab eine Wahl. Es gab immer eine Wahl. Das war die Wahrheit, die August nicht sehen wollte und die ihn den Rest seines Lebens verfolgen würde: dass er hätte anders handeln können und es nicht tat.

Die Kolonne fuhr an. August blieb oben; er hatte an diesem Tag in der Aufsicht zu tun, sagte er sich, und es war wahr, und es war ein Vorwand, beides zugleich. Gegen Mittag kam das Schlagwetter. Man spürte es zuerst als einen Druck, einen Stoß durch den ganzen Schacht, dann das Heulen der Sirene, dann die Gesichter der Männer am Füllort, grau, und das Wort, das durch die Anlage lief wie das Gas durch die Strecke: Schlagwetter im Westfeld.

Sie holten heraus, was sie herausholen konnten. Es war nicht viel. Die Feuerwalze hatte die Strecke durchlaufen, und wer darin gewesen war, hatte keine Chance gehabt. Sie trugen die Toten heraus, einen nach dem anderen, geschwärzt, verkrümmt, und legten sie auf den Hof, in einer Reihe, und August ging die Reihe ab, weil es seine Pflicht war, die Toten seines Reviers zu identifizieren, und in der Reihe lag Tadeusz.

August kniete bei ihm nieder, wie einst Marlene bei ihrem Bruder gekniet hatte, wie sein Vater bei keinem gekniet hatte, weil sein Vater den Toten nie gesehen hatte. August sah ihn. Er sah das Gesicht des Jungen, der ihm das Leben gerettet hatte und den er in den Tod geschickt hatte, einen Strich, einen einzigen Strich hätte es gekostet, ihn zu retten, und August hatte den Strich nicht gemacht. Und da, auf dem Hof, vor den anderen Toten und den lebenden Männern, übergab sich August, würgte die Galle heraus, gebeugt über den toten Tadeusz, dasselbe Erbrechen wie sein Vater nach der Streiknacht, dreißig Jahre früher, am stillen Förderturm. Der Körper wusste, was der Kopf sich ausredete. Der Körper kannte die Wahrheit und stieß sie aus, und keine Ausrede der Welt half gegen das, was der Körper wusste.

Der Riss hatte die Generation gewechselt. Was Wilhelm getan hatte, hatte August wiederholt, nicht in derselben Form, aber in derselben Wahrheit: das Eigene gerettet, indem er einen anderen sterben ließ, den, der ihm vertraut hatte, den, dem er alles schuldete. Und wie beim Vater würde es keinen Beweis geben, keine Anklage, kein Gericht; es war ja nur ein Befehl gewesen, den man ausgeführt hatte, ein Unglück, ein Krieg. Niemand würde August je dafür belangen. Nur er selbst, jede Nacht, für den Rest seines Lebens, und der tote Junge auf dem Hof, der ihn nicht mehr ansehen konnte und den August nie mehr aufhören würde zu sehen.

. . .

Kapitel 10 - Die Bomben

Der Krieg, der lange anderswo gewesen war, an Fronten, von denen nur die Namen der Gefallenen heimkamen, kam nun selbst nach Voßlohe, aus der Luft. Das Revier war ein Ziel, ein großes: die Zechen, die Kokereien, die Hochöfen, das Herz der Rüstung, und die Bomber kamen, erst einzeln, dann in Strömen, Nacht für Nacht, und legten über die Kohlenstadt ein Feuer, das heißer war als jeder Hochofen. Die Zeche war Ziel und Zuflucht zugleich. Wenn die Sirenen heulten, liefen die Menschen zum Schacht, denn unter Tage war man sicher vor den Bomben, achthundert Meter Fels über sich, und so wurde der Berg, der so viele getötet hatte, zum Retter, und die Familien drängten sich in den Stollen, in der Tiefe, und horchten nach oben, wo die Erde bebte unter den Einschlägen, und beteten, dass der Schacht hielt.

Lena saß mit Marga und Jakob im Stollen, in einer dieser Nächte, eng zwischen anderen Familien, das Beben über sich, die Kinder an sich gedrückt, Marga zehn, Jakob sechs, und sang ihnen leise vor, um das Heulen zu übertönen, alte Lieder, die nichts mit dem Krieg zu tun hatten, und die Kinder schliefen ein an ihrer Brust, während über ihnen die Stadt brannte.

Bertha war nicht dabei.

Die alte Frau war stur geworden mit den Jahren, sturer noch, als sie immer gewesen war. Sie weigerte sich, jedes Mal in den Keller zu rennen, wenn die Sirene heulte; sie sei zu alt zum Rennen, sagte sie, und wenn es sie treffe, dann treffe es sie, sie habe genug gesehen, um

nicht mehr um jede Nacht zu betteln. In dieser einen Nacht ging sie zu spät. Die Sirene heulte, und Bertha trödelte, holte noch dies und jenes, eine Sturheit, die ihr Tod wurde, und als die Bomben kamen, war sie noch im Haus, und das Haus bekam einen Treffer, nicht voll, aber genug, und unter den Trümmern fanden sie am Morgen die alte Bertha Kortmann, geborene Sczepanek, die masurische Zuwanderertochter, die die Kolonie-Wirtschaft durch drei Kriege und zwei Inflationen und einen Verrat zusammengehalten hatte, und nun hielt sie nichts mehr zusammen.

August grub sie aus, mit eigenen Händen, zwischen zwei Schichten, denn die Förderung lief weiter, auch jetzt, gerade jetzt, Kohle für einen Krieg, der schon verloren war und es nicht zugeben wollte. Er hatte keine Zeit zu trauern. Er legte die Mutter in einen Sarg, der aus den Brettern eines anderen zerstörten Hauses gezimmert war, und begrub sie, und ging zur nächsten Schicht, und das war die Trauer, die der Krieg erlaubte: keine.

Wilhelm überlebte sie. Der alte Mann, fast siebzig nun, gebeugt, halb blind, überlebte die Frau, die alles mit ihm getragen hatte, das Einzige getragen hatte, was niemand sonst mit ihm trug. Denn Bertha war die Einzige gewesen, die wusste, oder doch fast wusste, von der Streiknacht, vom Weggehen im Dunkeln, vom Verrat, den sie nie benannt und nie verziehen und doch mitgetragen hatte ein Leben lang. Mit ihr starb die Mitwisserin, die Zeugin, die Letzte, vor der Wilhelm sich nicht hatte verstellen müssen, weil sie ohnehin alles wusste. Nun war er allein mit seinem Verrat, ganz allein, in einer brennenden Stadt, ein blinder alter Mann, der das Rad nicht mehr sehen konnte und es noch immer hörte, Tag und Nacht, das Surren der Förderung, die nicht aufhörte, auch unter den Bomben nicht.

«Sie hat es gewusst», sagte Wilhelm einmal in jenen Tagen zu August, unvermittelt, wirr vielleicht vor Alter und Trauer, und August verstand nicht, was er meinte.

«Was hat Mutter gewusst?»

Aber Wilhelm sah ihn nur an mit den halbblinden Augen, und in dem alten Gesicht arbeitete etwas, ein Satz, der heraus wollte und nicht herauskam, sechzig Jahre Schweigen, das einen Riss bekam und doch hielt. «Nichts», sagte Wilhelm schließlich. «Eine alte Frau. Sie hat alles gewusst und nichts gesagt. Wie ich. Wie wir alle.» Und er wandte sich ab, dem Fenster zu, das keine Scheibe mehr hatte, hinaus in die rauchende Stadt, und August schrieb es dem Alter zu und der Trauer und ging zur Schicht, und über der zerbombten Kolonie drehte sich das Rad, unzerstörbar, gleichgültig, und förderte die Kohle für die letzten Granaten eines verlorenen Krieges.

. . .

Kapitel 11 - Zusammenbruch

Im Frühjahr fünfundvierzig war alles zu Ende, der Krieg, das Reich, die Fahne am Förderturm, und es war ein Ende ohne Erlösung, nur Erschöpfung, Trümmer, Stille, wo das Heulen der Sirenen gewesen war. Die Amerikaner kamen, dann die Briten, die das Revier übernahmen, und die Zeche Morgenstern lag halb zerstört, teils geflutet, der Förderturm beschädigt, das Rad still, diesmal nicht aus Streik und nicht aus passivem Widerstand, sondern aus Niederlage. Es kam die Zeit der Fragebögen und der Ausschüsse. Die Sieger wollten wissen, wer was gewesen war, wer mitgemacht hatte und wie weit, und für einen Mann wie August, der eingetreten war, der das weiße Hemd unter der Fahne getragen, der Befehle ausgeführt hatte, war das eine bedrohliche Zeit. Entnazifizierung hieß das Wort, und es entschied über Brot und Stellung und manchmal über die Freiheit. Augusts Jahre als Steiger unter dem Regime kamen auf den Tisch, seine Mitgliedschaft, seine Verantwortung, und August saß da und wusste, dass über das Schlimmste, das er getan hatte, in keinem Fragebogen stand, weil es kein Verbrechen gewesen war nach dem Buchstaben, sondern nur ein Befehl, ausgeführt, ein Unglück, ein Strich, den er nicht gemacht hatte.

Und dann kam Otto Brass zurück.

Er kam aus dem Lager, nach zwölf Jahren, und er kam als ein Schatten dessen, der er gewesen war. Sie hatten ihn nicht totgekriegt, aber sie hatten ihn fast totgekriegt; er war ausgemergelt, krank, das Gesicht von einer Magerkeit, die nie mehr ganz weichen würde, und

er ging mit einem Stock. Aber die Augen waren dieselben, die nichts mehr fürchteten, und der Geist war ungebrochen, härter noch geschmiedet im Feuer, das ihn fast verzehrt hätte. Er war einer der wenigen Roten, die wiederkamen, und er kam mit dem moralischen Gewicht dessen, der recht behalten hatte und dafür durch die Hölle gegangen war.

Die beiden Linien standen sich wieder gegenüber, nach all den Jahren. Der Sohn des Verratenen, gehärtet im KZ, mit allem moralischen Recht der Welt. Und der Enkel des Verräters, August, der Mitläufer, der Steiger unter der Fahne, der einen Zwangsarbeiter in den Tod geschickt hatte. Es war, als hätte die Geschichte die Figuren neu aufgestellt für eine letzte Abrechnung, und alle Macht lag nun bei Otto, denn Otto war jetzt einer, auf den die Sieger hörten, ein Verfolgter des Regimes, ein Zeuge, dessen Wort zählte, und August war einer, über den geurteilt wurde.

Sie begegneten sich auf der Straße, in den ersten Tagen nach Ottos Rückkehr. August sah den gebrochenen, aufrechten Mann mit dem Stock, und etwas in ihm wollte ausweichen, die Straßenseite wechseln, wegsehen, wie er immer wegesehen hatte. Aber Otto blieb stehen und sah ihn an, und August konnte nicht ausweichen.

«Kortmann», sagte Otto. «Du lebst noch.»

«Ich lebe noch», sagte August.

«Steiger geworden. Unter denen.» Otto musterte ihn, langsam, von oben bis unten, mit einem Blick, der alles wusste oder zu wissen schien. «Eure Familie hat ein Talent dafür, oben zu bleiben, egal wer unten herrscht. Mein Vater hat das auch gesagt, ganz am Ende. Die Kortmann, hat er gesagt, die schwimmen immer oben. Man muss nur wissen, auf welcher Suppe.»

August schwieg. Er wusste noch immer nicht genau, was zwischen Brass und Kortmann lag; sein Vater hatte es ihm nie gesagt. Aber er spürte, dass dieser Mann etwas über ihn und seine Familie wusste, das er selbst nicht wusste, und dass dieser Mann nun über sein Schicksal mitentscheiden würde, vor dem Ausschuss, mit einem Wort, das zählte, während Augusts Wort nichts zählte.

«Wir sehen uns vor dem Ausschuss», sagte Otto und ging weiter, gestützt auf den Stock, und August blieb stehen und sah ihm nach und wusste, dass sein Schicksal nun in der Hand eines Mannes lag, dessen Familie die seine zerstört hatte, ohne dass August je erfahren hatte, wie, und dass die Geschichte sich anschickte, eine Rechnung zu begleichen, deren Posten er nicht einmal kannte.

. . . .

Kapitel 12 - Stunde Null

Der Winter sechsundvierzig auf siebenundvierzig war kälter als der Steckrübenwinter und hungrier, und das Bitterste daran war, dass die Stadt auf der Kohle saß und fror. Denn die Kohle, die das Revier förderte, soweit es überhaupt wieder förderte, ging an die Sieger, als Reparation, abtransportiert in langen Zügen, während die Menschen, die sie hauten, in ungeheizten Stuben saßen und das Holz der zerstörten Häuser verbrannten. So wurde die Kohle, die immer das Brot des Reviers gewesen war, zur Währung und zum Streitobjekt. Wer Kohle hatte, hatte alles; man tauschte sie gegen Brot, gegen Speck, gegen Schuhe. Und wer keine hatte, der holte sie sich, wo er konnte, und das hieß: von den Zügen. Kohlenklau nannte man es, und es war kein Verbrechen mehr, sondern eine Überlebensform; die halbe Stadt lebte davon, von der Kohle, die man den fahrenden oder stehenden Zügen entriss, mit Säcken, mit Körben, mit bloßen Händen, im Dunkeln, unter Lebensgefahr.

Marga und Jakob waren mittendrin. Marga, zwölf jetzt, war flink und furchtlos, und Jakob, acht, folgte ihr überallhin. Sie kletterten auf die stehenden Waggons, warfen die Kohle hinunter, und Lena fing sie unten im Sack, und gemeinsam schleppten sie heim, was sie ergattert hatten, und es war Diebstahl, und es war Überleben, und die Grenze dazwischen war im Winter siebenundvierzig verschwunden wie so viele Grenzen.

August war suspendiert. Bis der Ausschuss über ihn entschieden hatte, durfte er nicht als Steiger arbeiten, und so schlug er sich durch

als einfacher Hauer, wo man ihn ließ, oder als Tagelöhner beim Entrümmern, und der Abstieg, der so tief war wie sein Aufstieg hoch gewesen war, demütigte ihn und befreite ihn zugleich, auf eine seltsame Weise. Denn unten, als einfacher Mann, unter einfachen Männern, war August dem näher, was er ursprünglich gewesen war, bevor das weiße Hemd ihn von den anderen getrennt hatte, und manchmal, beim Entrümmern, im gemeinsamen Schuften, spürte er etwas von der alten Kameradschaft, die er als Steiger verloren hatte, und es tat gut und tat weh zugleich.

Lena hielt die Familie zusammen, wie Bertha einst die Familie zusammengehalten hatte; die Frauen trugen das Revier durch seine Katastrophen, während die Männer förderten oder kämpften oder vor Ausschüssen saßen. Sie tauschte, sie hamsterte, sie stand an, sie streckte das Nichts zu einer Mahlzeit, und sie tat es ohne Klage, mit der Sturheit der Überlebenden.

Eines Abends, als sie alle um den kleinen Ofen saßen, in den die geklaute Kohle wanderte, fragte Marga zum ersten Mal das, was sie schon lange beschäftigte.

«Vater», sagte sie. «Nachts redest du manchmal. Im Schlaf. Du sagst einen Namen.»

August erstarrte. «Was für einen Namen.»

«Ich versteh ihn nicht ganz. Etwas Fremdes. Und einmal hast du gesagt: Ich hätt nur einen Strich machen müssen.» Marga sah ihn an mit Lenas geradem Blick, dem Blick, der nichts vortäuschte und nichts hinnahm. «Was für ein Strich, Vater?»

August sah Lena an, und Lena sah ihn an, und zwischen ihnen ging etwas hin und her, dasselbe, was einmal zwischen Wilhelm und Bertha hin und her gegangen war, das Wissen und das Schweigen. «Schlaf, Marga», sagte August. «Es ist nichts. Alte Sachen. Der

Krieg.» Und Marga schlief nicht, sondern legte sich den Namen und den Strich beiseite, wie man Beweisstücke beiseitelegt, und Lena sah, dass die Tochter es tat, und wusste, dass das Schweigen, das die Kortmann von Generation zu Generation weitergaben, in diesem Mädchen einen Menschen gefunden hatte, der es nicht weitertragen, sondern aufbrechen würde, eines Tages, wenn die Zeit reif war. Es würde lange dauern. Aber Marga vergaß nichts, das sah man ihr an, und was sie nicht vergaß, das würde sie eines Tages ans Licht bringen.

. . .

Kapitel 13 - Vor dem Ausschuss

Der Ausschuss tagte in der Aula der Schule, die die Bomben verschont hatten, und August saß auf einem Stuhl vor dem langen Tisch, hinter dem die Männer saßen, die über ihn entscheiden würden, und es war, dachte er, eine seltsame Umkehrung: Sein Leben lang hatte er hinter dem Tisch gesessen, mit der Liste, und über andere entschieden, wer anfuhr, wer welchen Stoß bekam, wer ins gefährliche Flöz musste. Nun saß er davor, und andere hatten die Liste, und auf der Liste stand er. Sie verlasen, was sie über ihn wussten. Eintritt in die Organisation. Beförderung zum Steiger unter dem Regime. Verantwortung für ein Revier, in dem Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Es klang schlimm und war doch das Übliche; tausende Steiger im Revier hatten dasselbe getan, und man konnte nicht alle bestrafen, also fragte man nach dem Maß, nach dem Mehr oder Weniger, nach Zeugen, die sagten, ob einer ein Schinder gewesen war oder nur ein Mitläufer, der ausgeführt hatte, was alle ausführten.

Und dann riefen sie Otto Brass auf.

August saß da und sah Otto an den Tisch treten, gestützt auf den Stock, den Verfolgten des Regimes, dessen Wort zählte wie kein anderes, und August wusste, dass dieser Mann ihn vernichten konnte mit ein paar Sätzen. Otto musste nur sagen, was er von der Familie Kortmann hielt, musste nur den alten Verdacht aussprechen, den Verrat von fünfundzwanzig, musste nur seine moralische Autorität in die Waagschale werfen, und August wäre erledigt, nicht nur als Steiger, sondern als Mensch in dieser Stadt.

Otto sprach. Er sprach knapp, sachlich, ohne Hass, was schlimmer war als Hass, weil man Sachlichkeit nicht als Rachsucht abtun konnte. Er sagte, was er wusste: dass Kortmann Steiger gewesen sei, eingetreten, ein Mann der Aufsicht. Er sagte es nüchtern, ohne zu beschönigen und ohne zu übertreiben. Und dann, als der Vorsitzende fragte, ob August ein besonders harter, ein besonders eifriger Vertreter des Regimes gewesen sei, einer, der mehr getan habe als befohlen, da hielt Otto inne, lange, und August hielt den Atem an.

Es trat eine Zeugin vor, die August nicht kannte, eine Frau, die im Krieg im Lager gearbeitet hatte, eine der wenigen Überlebenden von dort, und sie sagte aus über die Frau Kortmann, über Lena, die Brot über den Zaun gereicht habe, heimlich, unter Lebensgefahr, Brot für die Verhungerten, und dass es im Lager bekannt gewesen sei, dass aus dem Haus Kortmann Brot komme, und dass das in jenen Jahren mehr gewesen sei als ein Stück Brot, dass es ein Zeichen gewesen sei, dass nicht alle Deutschen Bestien seien.

Otto hörte das, und es veränderte etwas in seinem Gesicht. Er hätte die Aussage der Frau übergehen können, hätte beim Belastenden bleiben können. Stattdessen sagte er, und es kostete ihn sichtlich etwas, es zu sagen: «Wenn die Frau Brot gegeben hat, dann hat sie mehr riskiert als die meisten hier im Saal. Und wenn aus einem Haus Brot kommt, dann ist in dem Haus nicht alles faul.» Er sah August an. «Ich habe gegen August Kortmann nichts in der Hand, was ihn zum Schinder machte. Er war ein Mitläufer wie hunderttausend andere. Nicht besser. Aber auch nicht schlimmer.»

Es war keine Verteidigung. Es war eine bittere Gerechtigkeit, eine Wahrheit, nicht mehr und nicht weniger, und sie reichte zum Überleben, nicht zum Freispruch. Der Ausschuss stufte August als Mitläufer ein, mit einer Geldbuße, mit einer Sperre für leitende

Posten, die nach ein paar Jahren fiel. August durfte bleiben, durfte wieder arbeiten, durfte weiterleben in Voßlohe. Sein bürgerliches Leben war gerettet, durch das Brot seiner Frau und die Wahrhaftigkeit seines Feindes.

Nach der Sitzung, auf dem Gang, trat Otto noch einmal zu ihm. Sie standen allein, der Verratenen-Sohn und der Mitläufer, und Otto sah ihn an, lange, und sagte leise, nur für August: «Ich hab heute die Wahrheit gesagt, Kortmann, nicht mehr. Die Wahrheit hat dir geholfen, diesmal. Aber verwechsel das nicht mit Vergebung. Eure Schuld nehme nicht ich euch ab. Die müsst ihr selber tragen, ihr Kortmann. Dein Vater, du, deine Kinder. Bis einer den Mut hat, sie auszusprechen.» Er stützte sich auf den Stock und ging, und August blieb auf dem Gang, überlebt, gerettet, und schwerer beladen als zuvor, denn nun wusste er, dass es eine Schuld gab, die größer war als seine eigene, eine Familienschuld, die bis zum Vater zurückreichte und weiter, und dass Otto Brass sie kannte und er, August, sie nicht, und dass er sie würde ergründen müssen, bevor er sie tragen konnte.

. . . .

Kapitel 14 - Kohle ist Brot

Der Wiederaufbau begann unter Tage, denn ohne Kohle ging nichts, und so wurde das Revier wieder zum Herzen des Landes, das aus den Trümmern auferstand. Kohle ist Brot, hieß die Losung jetzt, und sie war wahrer denn je: Jede Tonne, die gefördert wurde, war ein Stück Wiederaufbau, ein Stück Zukunft, und die Bergleute, die eben noch Mitläufer oder Verfolgte oder einfach nur Überlebende gewesen waren, wurden gebraucht wie nie, und das Sie entwässerten die geflutete Zeche, reparierten den Förderturm, Gebrauch werden gab ihnen etwas zurück, einen Sinn, einen Stolz. das Rad drehte sich wieder, und August fuhr wieder an, als einfacher Hauer zunächst, denn die Sperre verbot ihm den Steigerposten, und es war ihm recht so. Er hatte genug vom weißen Hemd. Er wollte vor Ort stehen, am Stoß, Mann gegen Fels, in der ehrlichen Schwere der Arbeit, die nicht log, die nichts verlangte als Kraft und keine Entscheidungen über Menschenleben. Unter Tage, am Stoß, war August fast glücklich, soweit ein Mann mit einem toten Jungen im Gewissen glücklich sein konnte.

Die Gewerkschaft wurde neu gegründet, die Industriegewerkschaft Bergbau, frei wieder, wie einmal der Alte Verband, für den Heinrich Brass gekämpft hatte. Und sie erkämpfte etwas, das es nie gegeben hatte: die Mitbestimmung, ein Wort, von dem Heinrich nur hätte träumen können, dass die Arbeiter mitreden durften in den Aufsichtsräten, dass die Gruben nicht mehr allein den Herren gehörten. Es war nicht die Revolution, von der Otto geträumt hatte, nicht die Vergesellschaftung, aber es war mehr, als das Revier

je besessen hatte, und es war, auf eine Weise, ein später, halber Siegerer, die fünfundzwanzig verloren hatten, ein Sieg, den Heinrich nicht mehr erlebte und Otto, gebrochen, mit bitterer Genugtuung sah.

In diesen Jahren des Wiederaufbaus starb Wilhelm.

Er starb hochbetagt, fast blind, im Bett, in der notdürftig geflickten Stube, und er starb langsam, über Wochen, und August saß bei ihm, so oft er konnte, zwischen den Schichten. Der alte Mann redete viel in diesen letzten Wochen, wirt oft, von Dingen, die lange her waren, von Bertha, vom Streik, von Namen, die August nicht kannte. Und einmal, ganz klar plötzlich, in einem hellen Moment, griff Wilhelm nach Augusts Hand und sagte: «August. Es gibt etwas, das du wissen musst. Über mich. Über das Haus. Wie ich Steiger geworden bin, damals. Es war nicht—»

Und dann verließ ihn die Kraft, oder der Mut, oder beides, und der helle Moment ging vorüber, und Wilhelm sank zurück und sagte: «Es war nicht recht. Vieles war nicht recht.» Und mehr kam nicht. Der Satz, den er sechzig Jahre nicht gesagt hatte, blieb auch jetzt unvollendet, am Rand des Todes, wie er am Schachtrand unvollendet geblieben war, als August zum ersten Mal anfuhr. Wilhelm Kortmann starb mit seinem Verrat, fast ganz, wie Marlene Aregger einmal in einem anderen Tal mit dem ihren sterben würde, und nahm das Wesentliche mit, und ließ nur den Riss zurück, ungenannt, vererbt.

August begrub den Vater neben der Mutter, und am Grab dachte er an Wilhelms letzte Worte, es war nicht recht, vieles war nicht recht, und er verstand sie nicht ganz und ahnte doch, dass sie auf etwas zielten, das größer war als das Übliche, das jeder Alte am Ende bereut. Und er erbte, ohne es zu wissen, das Schweigen des Vaters, vollständig; er legte es über die eigenen Kinder, wie Wilhelm es über

ihn gelegt hatte, nicht aus Bosheit, sondern weil er es nicht anders kannte, weil das Schweigen die Muttersprache der Kortmann war, vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, und nur Marga, die nichts vergaß, die nachts den Vater von einem Strich hatte reden hören, nur Marga trug schon den Keim dessen in sich, was das Schweigen eines Tages brechen würde.

. . .

Kapitel 15 - Marga unter den Männern

Marga war vierzehn, als der Krieg vier Jahre vorbei war, und sie war anders als die anderen Mädchen der Kolonie, und das wussten alle, und nicht allen gefiel es. Sie war klug, klüger als ihr Bruder, klüger als die meisten Jungen, und sie war neugierig auf eine Weise, die man bei Mädchen nicht gern sah. Sie wollte wissen. Wie die Dinge zusammenhingen, warum es war, wie es war, was hinter den Worten lag und unter dem Schweigen, das ihr Vaterhaus erfüllte. Marga: dass sie, ein Mädchen, zum Berg drängte wie ihr Bruder, wie ihr Vater, wie alle Männer der Familie. Sie hing am Förderturm herum, wie August als Junge daran gehangen hatte, kannte die Schichtzeiten, löcherte die Hauer mit Fragen über das, was unten geschah, über die Flöze, die Strecken, den alten Mann. Aber für Marga gab es keinen Korb. Frauen fuhren nicht an. Das war Gesetz, altes, eisernes Gesetz, so alt wie der Bergbau selbst: Eine Frau im Schacht bringt Unglück, hieß es, und ob man das glaubte oder nicht, das Gesetz galt, und Marga stand am Zechentor, das sie nie würde durchschreiten dürfen, und sah die Männer anfahren und ausfahren, und in ihr brannte ein Zorn, der nie ganz verging.

«Warum darf ich nicht», fragte sie die Mutter. «Jakob darf, und der ist jünger und dümmer.»

«Weil du ein Mädchen bist», sagte Lena.

«Das ist kein Grund. Das ist nur, wie es ist.»

Lena sah ihre Tochter an, und in ihrem Blick lag Stolz und Sorge zugleich. «Du hast recht», sagte sie, was Mütter selten sagten. «Es ist

kein Grund. Es ist nur, wie es ist. Und es wird sich nicht ändern, solange du lebst, Marga. Du wirst nie anfahren. Aber» – und sie legte der Tochter die Hand auf die Schulter – «vielleicht ist das nicht das Schlimmste. Die da unten sehen den Berg. Du, von oben, du siehst alles andere. Du siehst, wer anfährt und wer nicht, wer welches Hemd trägt, wer wem nicht in die Augen schaut. Manchmal sieht der, der draußen steht, mehr als der, der drin ist.»

Es war ein Trost und es war wahr, und Marga merkte es sich, wie sie sich alles merkte. Sie blieb draußen, vor dem Tor, und sie sah. Sie sah die Feindschaft zwischen den Familien, das Sich-nicht-Grüßen am Sonntag, die kalten Blicke. Sie sah, dass die Brass die Kortmann nicht grüßten, und sie fragte sich, warum, und niemand sagte es ihr, und das Nichtgesagte reizte sie mehr als jede Auskunft. Sie sah ihren Vater nachts reden, von einem Strich, von einem fremden Namen. Sie sah ihren Großvater sterben mit einem unvollendeten Satz. Sie sammelte das alles, legte es beiseite, Beweisstück um Beweisstück, in der Geduld dessen, der weiß, dass die Zeit kommen wird, in der die Stücke ein Bild ergeben.

Jakob dagegen fragte nichts. Jakob, jetzt elf, wollte nur eines: hinunter, Hauer werden, wie der Vater, wie der Großvater. Er war kein Grübler; er war ein Macher, kräftig, treu, geradeheraus, und für ihn war die Welt einfach, weil er sie einfach haben wollte. Die alte Familiengeschichte interessierte ihn nicht; was vorbei war, war vorbei. Er würde der pflichttreue Sohn werden, der die Tradition fortsetzte, der anfuhr, ein guter Kumpel war, und der mit dem Schweigen lebte, ohne je daran zu rühren, weil Rühren nichts brachte und nur wehtat.

So teilten sich die Geschwister die Erbschaft des Schweigens auf zwei Arten auf, wie sich die Erbschaften in dieser Familie immer

aufteilen: Der eine, Jakob, würde es weitertragen, unangetastet, in den Berg, in die Pflicht, in die gelebte Kameradschaft, die nicht fragte. Die andere, Marga, würde es eines Tages aufbrechen, weil sie nicht anders konnte, weil sie nichts vergaß, weil sie von draußen alles sah. Und zwischen den beiden, dem Bewahrer und der Aufbrecherin, würde sich entscheiden, was aus dem Riss wurde, den ein Großvater vor einem halben Jahrhundert in einer warmen Nacht im Kontor gelegt hatte.

. . .

Kapitel 16 - Währungsschnitt

Im Juni achtundvierzig kam das neue Geld, über Nacht, wie damals die Rentenmark nach der Inflation, ein neuer Anfang aus dem Nichts. Jeder bekam vierzig Mark, Kopfgeld, gleich viel für alle, für den Hauer wie für den Direktor, und am Tag darauf waren die Schaufenster voll, die monatelang leer gewesen waren, voll mit Waren, die es plötzlich wieder gab, als hätte man sie nur zurückgehalten auf diesen Tag. Es war ein Wunder und ein Betrug zugleich, denn das alte Geld, das die Leute mühsam gespart hatten, war mit einem Federstrich fast nichts mehr wert, und wer Sachwerte gehabt hatte, der gewann, und wer gespart hatte, der verlor, wie immer. Für August war es ein zweiter Anfang, und er nahm ihn, wie man in seinem Alter einen Anfang nimmt: müde, ohne große Hoffnung, aber entschlossen, das Beste daraus zu machen für die Kinder. Die Sperre würde bald fallen, er würde wieder Steiger werden können, wenn er wollte, und der Wohlstand, der kommen würde, das ahnte man schon, das Wirtschaftswunder, von dem die Zeitungen schrieben, würde auch Voßlohe erreichen, würde die Wunden des Krieges überwachsen mit neuem Wohlstand, neuen Häusern, neuen Autos.

Aber August war früh gealtert. Der tote Junge im Westfeld hatte ihm Jahre genommen, die kein Wirtschaftswunder zurückgab. Er fuhr noch an, stand noch am Stoß, aber die Lunge wurde schlechter, der Staub forderte seinen Tribut, und manchmal, wenn er nachts wach lag und hustete, dachte er an Tadeusz und an den Strich, den er

nicht gemacht hatte, und an die Worte Ottos auf dem Gang: Eure Schuld nehme nicht ich euch ab.

An einem Abend in jenem Sommer ging August allein hinunter, ein letztes Mal in eine Strecke, die sie aufgeben wollten, ausgekohlt, zum Versiegeln bestimmt. Es war nicht seine Aufgabe; er ging aus einem Drang, den er sich nicht erklärte. Er stand vor der Stelle, die man zumauern würde, vor dem dunklen Loch, hinter dem der alte Mann lag, das ausgekohlte, verlassene Revier, das man dem Berg zurückgab, und er stand davor, wie sein Vater einmal davor gestanden hatte, ohne dass August das wusste, denn der Vater hatte es ihm nie erzählt.

Und August dachte: Hier könnte ich es lassen. Den toten Jungen, die Schuld, den Strich. Hier, hinter der Mauer, im Dunkeln, dem Berg zurückgeben. Aber er wusste, dass es nicht ging. Der alte Mann im Berg ließ sich versiegeln. Der alte Mann im Menschen nicht. Der lebte, hinter seiner Mauer, und drückte, und das Wasser stieg.

Am nächsten Tag, als Marga ihm das Essen brachte, August saß auf der Hausbank in der Abendsonne, da sah er die Tochter an, die vierzehnjährige, die nichts vergaß, und etwas in ihm wollte sprechen. Er fühlte, dass sie die Einzige war, die es eines Tages tragen könnte, nicht weil sie stärker war, sondern weil sie hinsah, weil sie fragte, weil das Schweigen sie nicht erstickte wie die anderen.

«Marga», sagte er. «Du hast mich gefragt, von einem Strich. Im Schlaf.»

Sie wurde ganz still und setzte sich neben ihn.

«Es gab einen Jungen», sagte August. «Im Krieg. Unter Tage. Einer, der mir das Leben gerettet hat. Und ich hab ihn—» Er stockte. Die Sonne stand tief über den Dächern der Kolonie, und das Rad drehte sich, und August spürte, wie der Satz in ihm hochstieg, der

ganze Satz diesmal, die Wahrheit über den Strich, über das Westfeld, über das Wegsehen, das zur Tat geworden war. Und dahinter, dunkler, älter, ahnungsweise, die andere Wahrheit, die er selbst nicht ganz kannte, die Wahrheit über den Vater, über das Haus, über die Schuld, die weiter zurückreichte als sein eigenes Versagen.

«Ich hab—», sagte er noch einmal, und dann brach er ab. Es war zu groß. Es war zu schwer. Und Marga war zu jung, sagte er sich, vierzehn, ein Kind noch, man durfte einem Kind nicht so etwas aufladen. Es war ein Vorwand, und ein Teil von ihm wusste es, der alte Kortmann-Vorwand, das Schwere lieber vergraben als aussprechen.

«Ach, nichts», sagte August. «Alte Sachen. Der Krieg. Iss, das Essen wird kalt.»

Marga sah ihn an, lange, mit Lenas geradem Blick, und sie ließ es. Aber sie ließ es nicht fallen; sie legte es zu den anderen Stücken, dem abgebrochenen Satz des Vaters zu dem abgebrochenen Satz des Großvaters, und in ihr fügte sich langsam, über die Jahre, ein Bild, das noch unvollständig war und das sie eines Tages vollenden würde. Über der Kolonie ging die Sonne unter, das Wirtschaftswunder begann, der Wohlstand würde kommen, und tief im Berg, hinter zwei zugemauerten Strecken, hinter dem alten Mann der ersten und der zweiten Generation, stieg langsam das Wasser, geduldig, und wartete auf eine Zeit, in der jemand den Mut hätte, die Mauern zu öffnen.

Über dieses Buch

Schicht - Vor Ort

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com